



## Sprechstunde und Schweigeminuten

Reden zu halten ist nicht unbedingt die Sache von Arnold Stadler. Das weiß er, seit er 1979 an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität Bonn wissenschaftlicher Assistent bei Beda Allemann wurde, „die einzige Stelle meines Lebens“, mit gerade mal fünfundzwanzig Jahren: „Ich kam mir derart überfordert vor“, erinnert er sich heute, „Errötungen, Hemmungen, Sprachangst.“ Schon zu Beginn des zweiten Semesters hat er gekündigt.

Trotzdem – oder gerade deswegen – ist der Schriftsteller, Theologe und Germanist am Mittwochabend nach Bonn gekommen, hat für ihn beides doch miteinander zu tun: „Nicht reden können und schreiben wollen.“ Die Einladung, Auskunft über sein Schreiben zu geben, führt Stadler zu seinen Anfängen. Die Studienjahre in München und Rom, Freiburg, Köln und schließlich Bonn hätten „gar nichts“ gebracht: „Ich möchte fast das Gegenteil behaupten. Ich habe hier so viel mitbekommen, dass ich weiß, wie ich nicht schreiben darf.“

„Neun Begegnungen mit zeitgenössischer Literatur“ hat Gottfried Honnefelder, Alumnus und Honorarprofessor der Universität Bonn, in diesem Sommersemester anberaunt. Der umtriebige Verleger und Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels gibt den Autoren Geleit-schutz, in seiner Einführung hatte er den Studierenden zugerufen: „Es geht darum, Freude am Lesen zu vermitteln, nicht philologisch vorbereitetes Wissen.“

Unvorbereitet für alle: Stadler warf die geplante Dramaturgie kurzfristig über den Haufen und präsentierte einen unbekanntem Text von 35 Seiten, der vieles zugleich war: Confessio und Collage, Werkstattgespräch und Weltbetrachtung, Selbstbefragung und Standortbestimmung, in der poetologische, autobiographische und existentielle Bemerkungen ineinandergriffen.

Und auch eine Ausformulierung des Dilemmas, das er damals, als frisch Examinierter, so schmerzhaft erfahren hatte: dass Reden und Schreiben auseinanderfallen und die Sprache der Literatur, wie er mehrfach betonte, „kein Informationsinstrument“ ist. Wie denn auch, wo sie sich ihm so stark mit dem Glück verbindet: „Das Schönste beim Schreiben ist, dass ich die Zeit vergesse und auch, dass ich sterblich bin.“

Mit der geplanten Stunde kam Stadler nicht aus, für die Diskussion blieben fünfzehn Minuten. Aber wer hätte sie, von der Gedankenfülle schier erschlagen, in Gang halten wollen? So war das zeitweilige Schweigen ein Kompliment. ANDREAS ROSSMANN

## Kritik in Kürze

### Hölle und Fülle

Glühende Hitze herrschte in Rom, als Kathrin Schmidt im Juli 2010, der Langsamkeit der römischen Post ausgeliefert, viel zu kurz vor einem lange terminierten Arbeitstreffen mit dem Co-Herausgeber zwei riesige Kartons in Empfang nahm, randvoll mit eingesandten Gedichten zur Auswahl für das 28. Jahrbuch der Lyrik 2011. Schmidt sortierte vor, stellte das Essen ein, las sich durch rund 9000 Gedichte. „Es war die Hölle“, so ihr Fazit, dem doch das Glück dieser kuratorischen Kamikaze-Aktion eingeschrieben ist. Mit der Auswahl der rund 160 in den Band aufgenommenen Arbeiten lässt sich ohne Terminteufel im Nacken wesentlich entspannter umgehen, fertig wird man damit allerdings nicht so schnell. Auch in der vorsortierten Form lässt sich die sprachliche und thematische Bandbreite des deutschsprachigen Gedichts nur lesend erfassen. Doch auch wenn Christoph Buchwald in seinem Nachwort bemängelt, dass Einzelveröffentlichungen weniger Leser fänden als Übersichtsanthologien, stellt er schließlich doch mit Karl Valentin fest: „Als Mensch brauchst a Orientierung und a Übersicht!“ Tatsächlich hilft das Jahrbuch, das einmal mehr seinen Verlag gewechselt hat, zu sondieren, wo die Lyrik hierzulande in der Zeit steht, in ihr unterwegs ist. Die kurzen und allesamt instruktiven Essays am Ende des Bandes, die man der Lektüre der Gedichte auch gut und gern vorausstellen kann, betten die Texte von bekannten und unbekanntem Namen in einen hilfreichen Kontext. Doch es sind vor allem der Reichtum der Wahrnehmungen und die handwerkliche Könnerschaft, die einmal mehr die Vitalität der Lyrik bekräftigen helfen und den Weg zu ungeahnten Paradiesen weisen können. (Christoph Buchwald, Kathrin Schmidt (Hrsg.): „Jahrbuch der Lyrik 2011“. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2011. 271 S., geb., 19,99 €.) btro.

## Literatur

# Selig sei er gepriesen, aber besser noch gelesen

Zu Lebzeiten galt er als Heiliger der Weltliteratur, zu seinem 150. Geburtstag wird Tagore weltlich. Das ist gut so: Neue Bücher von ihm und über ihn erschließen uns seine herrliche poetische Stimme.

Paul von Heyse 1910. Maurice Maeterlinck 1911. Gerhart Hauptmann 1912. Und 1913? Rabindranath Tagore. Das schwedische Nobelpreiskomitee war schon vor hundert Jahren für Überraschungen gut, als erstmals ein nichtwestlicher Autor mit der höchsten Auszeichnung der Literatur bedacht wurde. In Deutschland war der am 7. Mai 1861 geborene indische Dichter damals so gut wie unbekannt. Sein von ihm selbst ins Englische übertragener Gedichtband „Gitanjali“, der Anfang 1913 erschienen war und seinen Ruhm in Europa begründete, lag noch nicht in deutscher Übersetzung vor, geschweige denn ein anderes seiner zahlreichen Werke. Erst in den folgenden Jahren änderte sich dies nachhaltig, und Tagores Bücher wurden für kurze Zeit zu regelrechten Bestsellern.

Nachverfolgen lässt sich dies anhand von Martin Kämpchens anschaulicher Dokumentation zur Rezeptionsgeschichte

### Morgen auf unserer Literatursite

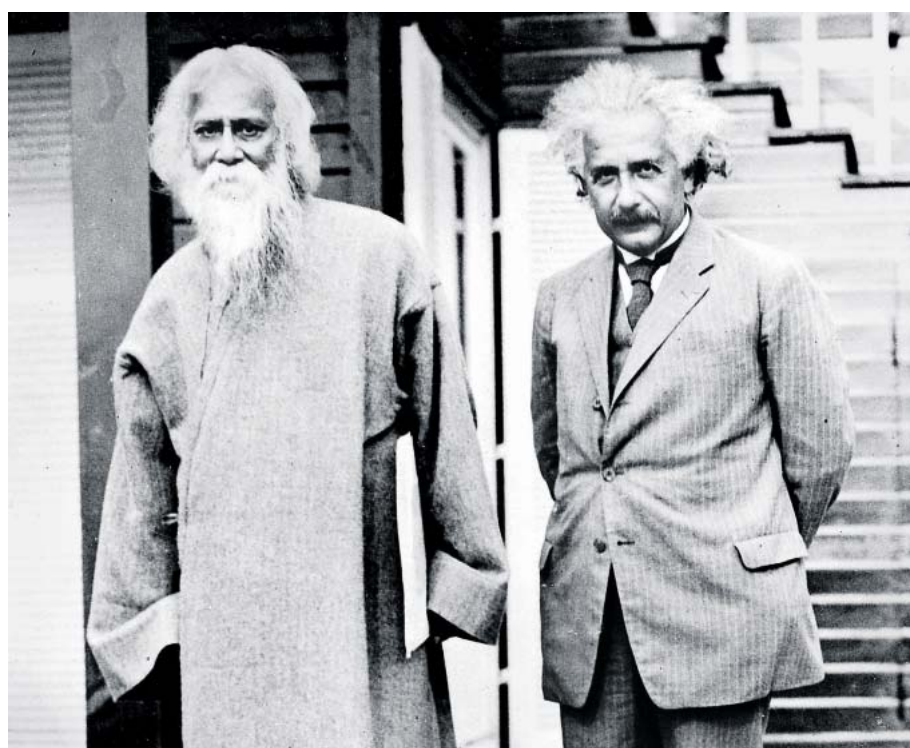
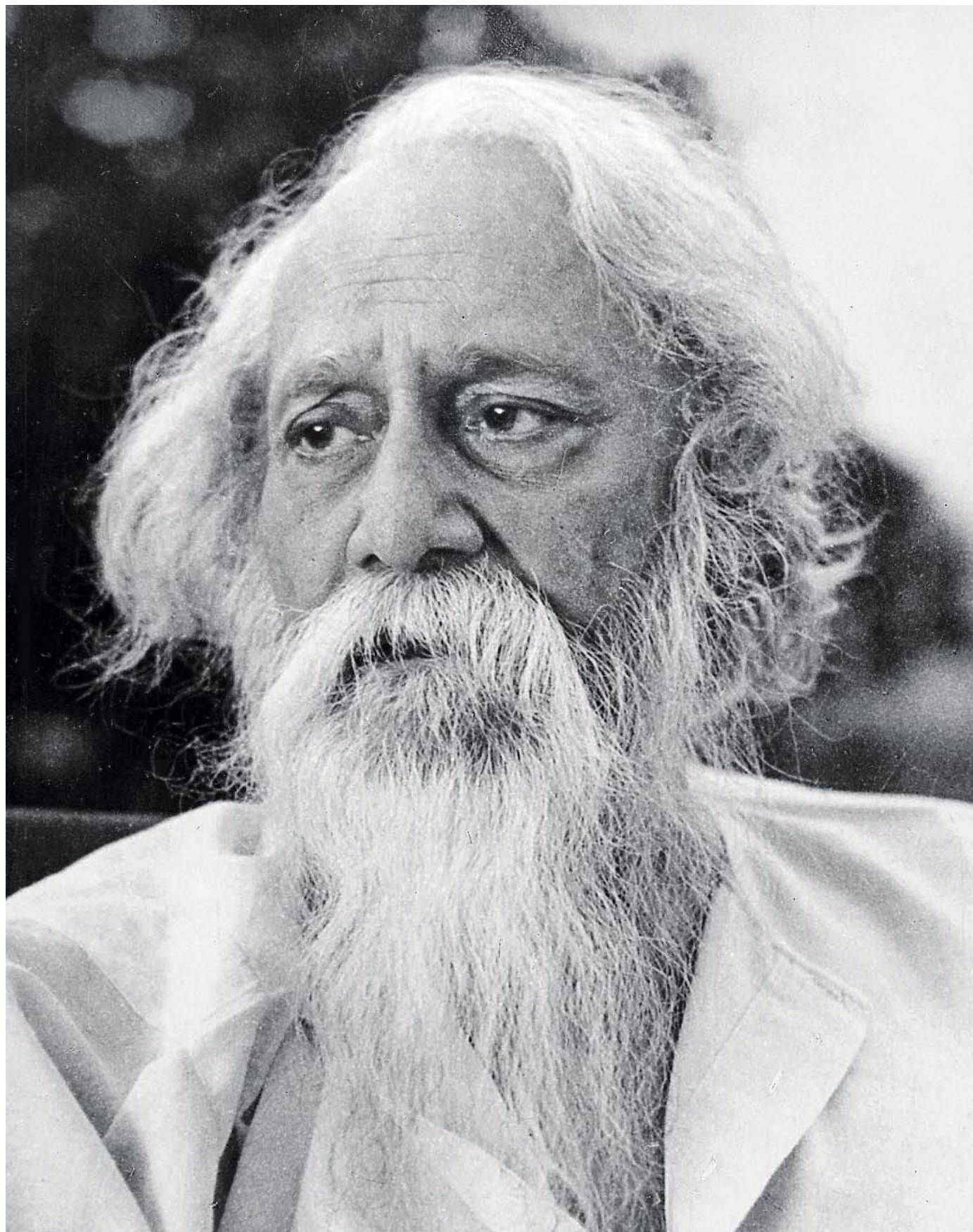
Klaus Birnstiel: Amerika als FuBarbeit von Wolfgang Büscher

Markus Gasser: Afrika als Europas Prüfung von V. S. Naipaul

des Dichters. Sie stellt dar, wie sich der junge Kurt Wolff Verlag die Rechte an dem schlagartig berühmt Gewordenen sicherte und in schneller Folge zahlreiche Werke auf den Markt brachte. Sie zeigt zudem, dass noch mehr als das Werk die Person Rabindranath Tagore faszinierte. Während seiner Europa-Tournee nach dem Ersten Weltkrieg stattete der Dichter 1921 auch Deutschland einen Besuch ab. Höhepunkt war die Tagore-Woche in Darmstadt, als der Philosoph Hermann Graf Keyserling den indischen Gast als Berühmtheit inszenierte und dieser wie ein Volkstribun täglich zu den Massen sprach. Um Literatur ging es dabei weniger als um interkulturelle Verständigung, sah Rabindranath Tagore doch seit der Nobelpreisverleihung seine Hauptaufgabe darin, Botschafter des Ostens zu sein und für Versöhnung und Weltfrieden zu werben.

Mit wallendem Haar, seinem langen Bart und dem traditionellen indischen Gewand wirkt er auf den Bildern wie ein Exot zwischen den anzugtragenden Honoratioren – und als solcher wurde er auch wahrgenommen. Die gutgemeinte Botschaft oder gar sein reiches Dichtwerk blieb bei so viel Folklore auf der Strecke, wie bissige Zeitgenossen schon damals bemerkten. Meisterhaft und formvollendet ist etwa Thomas Manns Absage an Keyserling, einen Aufruf zur Tagore-Woche zu schreiben, und anlässlich einer Begegnung in München notiert der Lübecker maliziös: „Der Eindruck einer feinen alten englischen Dame verstärkte sich.“ Aber auch empfänglichere Zeitgenossen wie Stefan Zweig oder Kurt Wolff störten sich an Keyserlings trommelnder Inszenierung, nahmen Tagore selbst aber als authentische und beeindruckende Persönlichkeit wahr. Der nach außen hin lächelnde und stets höfliche Gast war gleichermaßen von Unbehagen erfüllt: „Solchen Ruhm, wie er mir gegeben wurde, kann ich gar nicht ernst nehmen.“ Bei seinen weiteren Besuchen in Deutschland 1926 und 1930 wiederholte sich der alte Erfolg nicht, seine Bücher waren nicht mehr gefragt – nicht zuletzt die Inflation von 1923 hatte den Buchmarkt komplett verändert.

Damalige deutsche Leser kannten Tagores Werk nur über den Umweg aus dem Englischen, direkte Übertragungen aus dem Bengalischen gab es nicht. Anders als in vielen europäischen Ländern waren es auch keine prominenten Autoren, die sich dieser Arbeit widmeten, sondern größtenteils Unbekannte – Rilke etwa lehnte eine Anfrage Kurt Wolffs ab. Helene Meyer-Franck, eine Hamburger Gymnasiallehrerin, war die aktivste und beharrlichste deutsche Tagore-Übersetzerin. Werk für Werk bearbeitete sie für den Kurt Wolff Verlag und nahm zusammen mit ihrem Mann Heinrich Meyer-Benfey, einem Universitätsdozenten für Literatur, auch persönlichen Kontakt zu Tagore auf. Es ist ein seltsamer Briefwechsel, den Martin Kämpchen und Prasanta Kumar Paul jetzt zugänglich gemacht haben. Eine übergroße Verehrung des beherrschten „Meister“ angedeten Dichters bricht sich Bahn, der mit religiösen Versatzstücken bedacht und überhöht wird. Höhepunkt ist ein Brief anlässlich des Besuchs Tagores bei dem Ehepaar, als sich Helene Meyer-Franck mit



Seine Vision einer die Greuel der Moderne überwindenden Welt machte Tagore zeitweise zum Gewissen der Literatur, sein Engagement ihm zum geschätzten Gesprächspartner, auch für Albert Einstein im Jahr 1930. Fotos epd

Das Universaltalent Tagore hat sich in allen Gattungen erprobt, am bedeutendsten dürfte aber seine Leistung als Lyriker sein. Seine poetische Brillanz lässt sich mit einem Bändchen des Insel Verlags entdecken, wiederum von Martin Kämpchen zusammengestellt. Der Indien-Experte und Autor dieser Zeitung wirbt seit Jahren für das Werk Tagores und hat unter anderem eine Monographie zum Leben des Dichters verfasst. Das Spektrum reicht von Liebesgedichten über philosophische Betrachtungen und religiöse Gedichte bis hin zu Selbstreflexionen über die eigene Arbeit und Wirkung. Dem reichen Anhang kann man entnehmen, welche Schwierigkeiten sich beim Übersetzen aufgetan haben zwischen dem Anspruch einer philologisch korrekten und gleichzeitig poetischen Übertragung. Immer wieder wird auf eigene Zusätze oder eine spezielle Form des Originals verwiesen.

Der Band beginnt mit dem Liebesgedicht „An einem Regentag“. Es zeigt exemplarisch die gleichzeitige kulturelle Ferne der Gedichte für den westlichen Leser und ihre allgemeine Gültigkeit. Gut kann man die Gefühlsregungen des lyrischen Ich nachvollziehen, aber es bedarf der Kommentarinformation, dass die Regenzeit in Indien als Zeit der Liebe gilt. Eine melancholisch-gedrückte Stimmungslage, wie man es als Europäer gewohnt ist, ist mit dem Regen also nicht verbunden. Reizvoll sind auch die zahlreichen Kindergedichte oder die Reflexionen des alt gewordenen Dichters, der auf sein Leben zurückblickt und die Feier der Natur als eines seiner Grundmotive präsentiert.

Was lässt sich heute, hundertfünfzig Jahre nach der Geburt und siebzig Jahre nach dem Tod Tagores, mit dessen Werk anfangen? Vielleicht kann es uns trösten, das jedenfalls erklärt uns Kämpchen. Der Dichter erfülle ein „in uns schlafendes Bedürfnis nach ekstatischer Freude, mystischer Suche und Sehnsucht nach Natur, Kosmos und Transzendenz“. THOMAS MEISSNER

Maria von Bethanien, die Jesus erwartet, vergleicht, und hofft, dass der Dichter ihr Haus „heiligen“ werde.

Ein zweites Thema, das den Briefwechsel durchzieht, sind die Pläne, auf Einladung Tagores nach Santiniketan zu ziehen und an der dort neu gegründeten Universität zu lehren – Pläne, die letztlich an der restriktiven Visavergabe der Briten scheitern. Tagore besag sich zu Recht über „Stachelrahtzäune“, die die „Freiheit der Kommunikation zwischen den Völkern“ behindern, in einer Welt „politischer Verdächtigung“ mussten seine kosmopolitisch-versöhnenden Pläne scheitern.

Heinrich Meyer-Benfey's umfangreicher Forderungskatalog und sein regelrechtes Fragenbombardement die Universität betreffend machen es aber noch in anderer Hinsicht unwahrscheinlich, dass sich die Übersiedlungspläne verwirklicht hätten. Es ist bezeichnend, dass der sonst höflich-verbindlich antwortende Rabindranath Tagore diese Briefe entweder ignorierte oder an seine zahlreichen Mitarbeiter delegierte hat. Helene Meyer-Francks Bemühen schließlich, Bengalisch zu lernen, um den Dichter direkt aus dem Original übersetzen zu können, blieb fruchtlos, da in den

1930ern nicht an eine Publikation von Tagores Werken zu denken war.

Zu den ersten Übersetzerinnen Tagores zählt Elisabeth Wolff-Merck, die Frau von Kurt Wolff. Das nun neu aufgelegte Schauspiel „Chitra“ erschien noch 1914, also im Jahr nach der Nobelpreisvergabe. Im Original entstand es 1892 und gehört damit dem frühen, lyrisch-verspielten Werk Tagores an. „Chitra“ erzählt die Geschichte einer als Thronnachfolger bewusst männlich erzogenen Frau, die von den Göttern die Gabe gewährt bekommt, ein Jahr lang in „makelloser Schönheit“ zu erscheinen, um damit den von ihr geliebten Helden Aruna zu umgarnen. Der Plan gelingt, trotzdem stellt sich kein Glück ein: Die Titelheldin hadert mit der Maske, die der Geliebte statt ihres eigentlichen Ichs begehrt. So fremdartig das Stück europäischen Lesern in vielerlei Hinsicht erscheint, etwa durch den leibhaftigen Umgang mit Göttern, wie man es aus antiken Dramen kennt, so sehr fügen sich Themen wie Geschlechterdifferenz oder Maskenhaftigkeit wie überhaupt die lyrische Gesamtanlage in die Literatur der Jahrhundertwende ein. Der Übersetzerin sind dabei Stellen von großer sprachlicher Schönheit geglikt.

## Sachbücher in Kürze

### Sprachweltwandel

Wenn er „mit Hülle meines Dolmetschers“ geographische Erkundigungen eingezogen habe, seien die Angaben nur bedingt verlässlich gewesen, notierte der Afrika-Reisende Max Buchner im neunzehnten Jahrhundert. „Denn erstens verstanden wir beide uns überhaupt nur dürftig, zweitens verstand auch er die Sprachen der Eingeborenen niemals völlig, drittens zog er es häufig vor, im Einverständnis mit den Eingeborenen mich anzulügen, und noch häufiger wussten viertens die Eingeborenen selber nichts.“ Ambivalent wie der zeitgenössische Ruf der Übersetzer sind auch die Urteile aus der Rückschau über den Sprach- und Kulturaustausch, der mit der europäischen Expansion begann. Bereicherte ihre Ausbreitung die europäischen Sprachen, etwa durch Fremdwörter, oder verflachten sie, weil nur der kleinste sprachliche Nenner die Vielzahl neuer Sprecher einte? Machte Sprachforschung aus Missionaren und Linguisten gleich Komplizen kolonialer Herrschaft, oder bewahrte sie einen Sprachschatz, von dem es sonst kein Zeugnis gäbe? Ein weltumspannender, leider recht teurer Tagungsband gibt anregungsreiche Beispiele aus fünf Jahrhunderten dafür, wie fremde Sprachen und fremde Welten erschlossen werden, wie die – nicht nur sprachliche – Vermittlung durch Dolmetscher den Kontakt und Konflikt der Kulturen prägt und warum Sprachen sich ausbreiten oder aussterben. („Sprachgrenzen – Sprachkontakte – kulturelle Vermittler“. Kommunikation zwischen Europäern und Außereuropäern [16.–20. Jahrhundert]. Herausgegeben von Mark Häberlein und Alexander Keese. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2010. 421 S., Abb., br., 62,- €.) grae

### Fotografieparcours

Meisterwerke der Fotografiegeschichte in einem einzigen Reclam-Band zu versammeln ist ein gewagtes Unterfangen, das notwendig selektiv bleiben muss. Dennoch ist den Herausgebern ein sehr inspirierendes Buch gelungen, das zum neugierigen Blättern ebenso geeignet ist wie zum konzentrierten Lesen. Unter der Voraussetzung, dass die Fotografie „weit mehr als ein Teil der Kunstgeschichte“ ist, haben Bernd Stiegler und Felix Thürlemann die Fotografien nicht nur nach ästhetischem oder innovatorischem Wert ausgewählt, sondern als Dokumentar-, Forschungs-, Propaganda-, Porträt-, Reportage- und Werbemedium ins Recht gesetzt. Der Band versammelt 150 Fotografien, denen kurze erläuternde Essays gegenübergestellt werden. Die Spannweite reicht dabei vom späten 18. Jahrhundert und den ersten fotochemischen Experimenten mit Silbernitrat eines Thomas Wedgwood, dem berühmten „Blick aus dem Arbeitszimmer“ (1827) von Nicéphore Niépce bis ins 21. Jahrhundert mit dem New Yorker Terrorinferno des 11. September 2001 (Thomas Ruff) oder den großformatigen Arbeiten von Andreas Gursky. Die Essays sind anschaulich geschrieben und fern jeder trockenen Bildtheorie. Sie erklären den historischen und piktoralen Kontext der Bilder, erläutern ihren Stellenwert im Werk der jeweiligen Fotografen und regen zum Nachdenken und Weiterlesen weit über dieses Buch hinaus an. („Meisterwerke der Fotografie“. Hrsg. von Bernd Stiegler und Felix Thürlemann. Reclam Verlag, Stuttgart 2011. 336 S., Abb., br., 11,- €.) xoeH

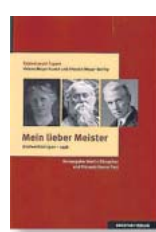
### Josephsgeschichte

Als „Buchhalter der Träume“ hat sich Fritz Rau, ein Gigant unter den Konzertveranstaltern für populäre Musik weltweit, in einer für ihn typischen Mischung aus Bescheidenheit und Hybris einmal bezeichnet. Der Mann hat in fünfzig Jahren hinter den Kulissen tatsächlich mehr bewegt als mancher Musiker im Rampenlicht. Aber der Motor vieler spektakulärer Veranstaltungen hatte selbst einen Antriebs, ohne den er nicht zum erfolgreichen Impresario geworden wäre. Horst Lippmann war der Ermöglicher schlechthin. Er hat den mittellosen Musikenthusiasten Fritz Rau in seine Konzertagentur geholt, er war der eigentliche Produzent, der den Jazz in den Nachkriegsjahren hierzulande verbreiten half. Dass er im Schatten seines langjährigen Partners stand, hat ihn nicht angefochten. Der begüterte Sohn eines Frankfurter Gastronomen und Hoteliers war souverän genug, als Père Joseph die Geschichte von Jazz, Blues und Rockmusik zu lenken, ohne dass es der großen Öffentlichkeit bewusst geworden wäre. Nun hat der Frankfurter Journalist Michael Rieth dem 1997 verstorbenen Lippmann ein Buch gewidmet, das mehr ist als die Biographie eines verdienstvollen Musikproduzenten und Konzertagenten. Rieth ist mit dieser Veröffentlichung, für die er zahllose Interviews mit Zeitzeugen führte und weithin unbekanntes Archivmaterial herangezogen hat, eine kleine Kulturgeschichte der populären Musik im Nachkriegsdeutschland gelungen, unpräzisiert erzählt, mit vielen eigenen Erfahrungen angereichert – eine unschätzbare Veröffentlichung aus der imaginären Reihe „Wie alles anfing“. (Michael Rieth: „Horst Lippmann“. Ein Leben für Jazz, Blues und Rock. Palmyra Verlag, Heidelberg 2010. 230 S., Abb., geb., 19,90 €.) WWS.



Martin Kämpchen: „Rabindranath Tagore und Deutschland“. Marbacher Magazin 134.

Deutsche Schillergesellschaft, Marbach 2011. 89 S., br., 10,- €.



Rabindranath Tagore u. a.: „Mein lieber Meister. Briefwechsel 1920 – 1938“.

Aus dem Englischen von Ingrid von Heise-ler. Draupadi Verlag, Heidelberg 2011. 140 S., br., 14,80 €.



Rabindranath Tagore: „Chitra“. Ein Spiel in einem Aufzuge.

Aus dem Bengalischen von Elisabeth Wolff-Merck. Draupadi Verlag, Heidelberg 2011. 103 S., br., 12,80 €.



Rabindranath Tagore: „Gedichte und Lieder“.

Ausgewählt und aus dem Bengalischen übertragen von Martin Kämpchen. Insel Verlag, Berlin 2011. 152 S., geb., 22,90 €.